(Zweites Blatt.)

Thorner Zeitung.

Nr. 191 — Freitag, den 16. August — 1901

Englische Fürstentöchter auf deutschen Thronen.

Von Dr. Hans Haffelkamp.

(Nachdruck verboten.)

Zwei Nationen trauern am Grabe der Kaiserin Friedrich. Zwei Nationen, die durch die Geschichte seit vielen Jahrhunderten in die engsten Wechselbeziehungen gesetzt worden sind. Ueber das Wasser der Deutschen See hin findet zwischen ihnen ein unausgesetzter Austausch von Gedanken, von Waaren, von Menschen statt. Deutschen Ursprungs ist das Geschlecht, das jetzt Englands Königskrone trägt. Deutsche Prinzessinnen haben — besonders in den letzten zwei Jahrhunderten — oft den englischen Thron bestiegen. Seltener hat England den Fürsten unseres Vaterlandes die Gefährtinnen ihres Lebens geschenkt; aber gerade unter der verhältnißmäßig kleinen Gruppe englischer Prinzessinen auf deutschen Thronen finden sich einige überaus interessante, menschlich oder historisch ungewöhnlich anziehende Charaktergestalten. Wir wollen versuchen, von einigen der merkwürdigsten dieser Vorgängerinnen der heimgegangenen Kaiserin eine Skizze zu entwerfen, und wählen uns aus dem Mittelalter, der neueren und der neuesten Geschichte je ein Frauenleben für unsere Schilderung aus.

I.

Im Jahre 929 nach der Geburt unseres Herrn Jesus Christus war es, als in der berühmten Stadt Köln am Rheine ein ungewöhnlich festliches Treiben herrschte. Vornehme Herren eilten zum Hafen, wo sich viel Volks gesammelt hatte. Denn heut sollten die angelsächsischen Königstöchter ankommen, die Schwestern Herrn Athelstans von Engelland, die er dem König Heinrich zusandte, damit er eine von ihnen zum Gemahl für seinen blühenden Sohn Otto, Sachsens Erben und, will's Gott, auch Erben der deutschen Königskrone, wählte. Herr Heinrich wußte, warum er für den Sohn überm Wasser um die Gattin geworben hatte; er wollte ihn aus den Geschlechtsfehden und Eifersüchteleien des Sachsenvolkes heraushaben und ihm durch den Ruhm dieser Verbindung Ansehen verschaffen. Denn die angelsächsische Königsfamilie war hochangesehen und führte ihren Ursprung bis auf den heiligen König Oswald zurück. König Athelstan hatte die Werbung wohl aufgenommen und beide Schwestern, Editha und Elgiva, in Begleitung seines Kanzlers Torketul über die See und den Rhein hinauf nach Köln geschickt. Dort nahmen Heinrichs Gesandte die hohen Frauen in Empfang und geleiteten sie zum Könige.

Editha war es, auf die die Wahl fiel. Sie war die ältere der Schwestern und mag damals etwa 17 Jahre alt gewesen sein. Wenn wir uns ihr Bild nach dem vergegenwärtigen, was uns die Chronisten von ihr erzählen, dann erscheint es uns so lieb, so zart, so still, wie eine jener Madonnendarstellungen der Maler der Frühepoche. Sie war eine fromme, reine, gütige Frau. Ihre heitere Stirn sei vom Glanze der Reinheit umflossen gewesen, sagt die Hroswitha, und im Strahle vollendeter Güte sei sie erglänzt. Ungetrübt war ihre Ehe. Alles Volk blickte voller Verehrung zu ihr empor, und bald gingen zarte Legenden über sie von Haus zu Hause. Eine wilde Hirschkuh habe Nachts an ihr Gemach geklopft. Wie Editha öffnete, legte sie sich, gleichsam um Mitleid flehend, ihr zu Füßen. Da hieß die Königin einen Jäger dem Thiere zu folgen, und so fand er ihr Junges jenseits der Elbe in einer Schlinge gefangen. Er löste es und die Hirschkuh sprang froh davon. In einer anderen Legende erinnert sie uns an die heilige Elisabeth. In köstlichem Gewande schritt sie eines Festtags zur Kirche. Da bat sie Otto, ihr Gemahl, als Bettler verkleidet, um ein Almosen, und er ließ nicht eher ab, als bis sie ihm wenigstens einen Aermel ihres Kleides ließ. Bei Tische fragt dann der König, warum sie ihr Gewand gewechselt habe; Editha versuchte allerlei Ausflüchte zu machen, aber Otto läßt das zerrissene Gewand herbeiholen — und siehe da! beide Aermel sind ganz und heil am Kleide. . . .

Der stillen frommen Wohlthäterin war kein langes Leben beschieden. Nach siebzehnjähriger Ehe schied sie am 26. Januar 946 von hinnen. In der Domkirche von Magdeburg ward sie beigesetzt; das neue Erzbisthum Magdeburg war ihre und ihres Mannes Lieblingsstiftung gewesen. In der Domkirche von Magdeburg war fortab Otto's Herz. Er hat später die glänzende Königin Adelheid geehelicht, die ihm die Ansprüche auf Italien mitbrachte aber seine Liebe blieb nach wie vor der reinen schlichten Editha geweiht. Ihre Kinder waren seine Lieblingskinder. Wenn er nach Magdeburg kam, dann betete er an ihrem Grabe; und als ihn selbst der Tod erreichte, da wollte er an ihrer Seite beigesetzt sein. Dort ruht er noch heute; und wer an dieser, für jeden Deutschen so erinnerungsreichen Stätte weilt, vor dessen geistigem Auge steigt neben des Sachsenkaisers gewaltiger Gestalt auch die zarte und liebliche der frommen, reinen, gütigen Editha auf.

II.

Die „Königin der Herzen" nannte man sie. Es war, als ob sie einen Bann auf ihre Umgebung ausübte; alle Männer schwärmten für sie und waren bereit, für sie durch's Feuer zu gehen. Damals gab es keinen glänzenderen Hof in Deutschland als den von Heidelberg. Sie bildeten ein schönes Paar, der junge Kurfürst Friedrich V. und seine Gemahlin Elisabeth, die Tochter Jakobs I. von England. Beide waren jung, schön, lebenslustig; sie liebten einander innig und fanden sich auf dem Boden eines strengen Protestantismus. Es ging damals hoch her im Heidelberger Schlosse. Ein Fest jagte das andere; das Fürstenhaus wimmelte von Dienern und Gästen; Extravaganzen waren an der Tagesordnung, und ein etwas leichtfertiger französischer Ton kam in Mode. Die glücklichen jungen Eheleute — sie waren seit 1613 verheirathet — feierten im schönen Heidelberg ein ununterbrochenes herrliches Lebensfest, — aber viel, viel Geld kostete es freilich, und die Pfälzer schüttelten doch so manchmal den Kopf über die Herrschaft.

Da kam jener verhängnißvolle Tag, an dem die böhmischen Stände Friedrich die Wenzelskrone anboten. Man hat lange geglaubt, Elisabeth habe ihren Gatten zur Annahme gedrängt; die Königstochter habe nach einem Königsthron gestrebt. Das ist unerweislich und unglaubhaft; sie habe damals nur „an commedien, Baletten und Roman lesen gedacht", sagt ihre eigene Enkelin, unsere treffliche Liselotte. Aber allerdings schrieb sie ihrem Manne, wollte er annehmen, so sei sie bereit dem göttlichen Rufe zu folgen und im Nothfalle auch ihre Juwelen und alles, was sie besitze, dranzugeben.

„Das ward ihres Verderbens Anfang." Nach kurzen glänzenden Monaten in Prag, wo doch ihre Leichtlebigkeit mancherlei Anstoß erregte, folgte der tiefe Fall. Die Winterkönigs-Herrlichkeit war vorbei; die verwöhnte Fürstin mußte, ein Kind unterm Herzen, zur Winterszeit fliehen und bei ihrem Schwager von Brandenburg um Obdach betteln. Endlich fanden sie in Holland eine Zuflucht und allsogleich begannen sie die Arbeit zum Wiederaufbau ihres Glücks. Aber vergeblich heftete sich Christian von Halberstadt, der „tolle Christian", ihren Handschuh an seinen Hut und schwur, ihn nicht abzunehmen, ehe nicht ihr Gemahl wieder in alle seine Lande eingesetzt sei: „tout pour Dieu et pour Elle!" Christian fiel und Mansfeld fiel, die Kaiserlichen besaßen die Pfalz, Gustav Adolfs hoffnungsreiche Lufbahn ward durch seinen Tod beendet und der Prager Frieden übertrug die ehrwürdige pfälzische Kur dem bayerischen Feinde. So brachen alle Hoffnungen zusammen. Und nicht genug daran, suchte Frau Sorge sie selbst in ihrem stillen holländischen Winkel auf. Ihr ältester Sohn verunglückte auf einem Schiffe bei Harlem; einige Jahre später starb ihr ein Töchterchen und 1632 der vergötterte Gemahl selbst. Sie blieb als eine landflüchtige, mittel- und hilflose Wittwe zurück. Ihr Vater und ihr Bruder hatten nicht viel mehr als schöne Worte für sie; sie hing hauptsächlich von der Gnade der Generalstaaten ab, und es kamen Zeiten, wo ihr kleiner Hofhalt „von Ratten, Mäusen und besonders von Gläubigern" arg geplagt war.

Aber unermattet kämpfte sie für die Sache ihrer Kinder, und sie hatte wenigstens die Genugthuung, daß ihr Sohn Karl Ludwig 1648 die Rheinpfalz und die achte Kur erhielt. Doch für sie selbst wurden die Dinge darum nicht besser. Sie sah in England ihr Haus fallen, den Bruder auf dem Schaffot, den Neffen im Exil. Der neue Kurfürst zahlte ihr nur widerwillig die bedungenen Subsiden, da er sein Geld für das verwüstete Land brauchte, und so gab es fortgesetzte Spannung mit ihm. Zwei Kinder von ihr traten zur verhaßten römischen Kirche über. So folgte Schlag auf Schlag; und als Karl II. endlich restaurirt war, hätte er die Tante am liebsten von England ferngehalten. Diesmal aber kümmerte sie sich nicht darum. Nach 40 Jahren holländischen Exils betrat sie 1661 wieder englischen Boden; der Hof beachtete sie wenig, aber als sie das Jahr darauf starb, da entfaltete das Königthum „den altgewohnten Pomp, um des eitlen Schauspiels willen." Arme „Herzenskönigin", arme „Perle von England" — ihr Leben war 25 Jahre glücklich, aber mehr als 40 Jahre leidensreich. Doch blieben ihr bis zum Tode Freunde, wie Lord William Craven, die mit der zärtlichen Liebe für sie sorgten, und ein halbes Jahrhundert später bestieg ihr Enkel, Georg I. von Hannover Englands Königsthron. Ihn besitzen ihre Nachkommen noch heut.

III.

Schweren Herzens folgte Alice, die zweite Tochter der Königin Viktoria, 1862 ihrem jungen Gemahl, dem Prinzen Ludwig von Hessen, in das stille Darmstadt. In das Glück der Brautzeit waren tiefe Schatten gefallen: erst der Tod der Großmutter, dann und vor Allem aber der des angebeteten Vaters, der ihr Ideal gewesen war, seitdem ihre junge Seele erwacht war, des Prinzgemahls Albert. Und nun hieß es, in ein neues Land gehen, eine fremde Sprache, fremde Sitten und Anschauungen sich zu eigen zu machen. Da ward es der Geist des Vaters, der sie führte. Von ihm hatte Prinzessin Alice, war sie auch nicht das begabteste seiner Kinder, das ernste Pflichtgefühl geerbt, von ihm den festen Vorsatz übernommen, in ihrem Kreise Gutes zu wirken und sich nützlich zu machen. „In geringem Grade an der großen Arbeit des lieben Papa zum Wohle Anderer mitzuhelfen", das wurde der Leitstern ihres neuen Lebens.

Bescheiden genug fing das neue Leben an. In der Wohnung, die das prinzliche Paar zuerst bezog, war nicht einmal so viel Raum vorhanden, daß sie Gäste bei sich sehen konnten, und erst nach Jahren nannten sie ein Haus ihr eigen. Auch waren ihre Mittel knapp. Wenn es galt, Reisen zu machen, für die schnell wachsende Schaar blühender Kinder Erzieherinnen und Dienerinnen anzustellen, dann mußte mancher Wunsch unerfüllt bleiben, obwohl dear Mama nach Kräften aushalf. Diese Schlichtheit der Verhältnisse wurde für das Leben der englischen Fürstentochter bestimmend. Sie fand sich nur nicht in sie hinein, — sie wußte sie in Segen und Schönheit umzugestalten. Gattin und Mutter — selten sind diese hohen Stellungen so ganz und tief erfaßt und ausgefüllt worden, wie von der hessischen Prinzessin. Mit einer unbeschreiblichen Liebe hing sie an ihrem ritterlichen tüchtigen Gemahl, und die Pflichten gegen ihre Kinderschaar erfüllte sie so sorgsam wie jede Bürgerfrau besseren Standes. Sie war eine schlichte Natur, aber was sie begann, nahm sie ernst und führte sie ganz aus.

Wie im Engeren so im Weiteren. Es währte nicht lange, da gingen von Prinzessin Alice nach allen Seiten hin Anregungen aus, die zu noch heut kraftvoll blühenden Schöpfungen im Hessenlande geführt haben. Die Pflege der Kranken, der Kinder, der Waisen, der Wöchnerinnen, die Steigerung der Erwerbsfähigkeit der Frau, die Vertiefung ihrer Bildung, die ganze Hebung ihres Geschlechts: das wurde ihre Arbeit. Unermüdlich war sie darin; sie durchbrach den engen Kastengeist, wie er in deutschen Klein- und Mittelstaaten sich so leicht bildet und zog alle Gesellschaftsklassen zur gemeinsamen Arbeit heran. Dabei war ihr alles Unweibliche im tiefsten Herzen zuwider; nie hat ein deutscher Frauentag die Grenzen des Taktes so fein gewahrt, und so nützliche Arbeit geleistet, als der im Jahre 1872, der unter ihrem Protektorate, man darf sagen: unter ihrer Aufsicht in Darmstadt tagte.

Und durch diese Arbeit faßte sie Wurzel im neuen Vaterlande. Es ist schön zu beobachten, wie sie sich allmählig mit deutscher Gesinnung erfüllt. Schon während des schleswig-holsteinischen Krieges von 64 beklagte sie sich, daß die Männer der Herzogthümer kein Recht haben sollten, sich von einem Könige zu befreien, der kein Recht auf sie habe, „lediglich weil sie unglückliche gute Deutsche sind, die es sich gefallen lassen, daß man sie unterdrückt." Die Tage von 66 waren natürlich eine schwere Prüfung für sie; aber sie erhielt sich ihren klaren Blick; sie sah, was die Zukunft bringen mußte und sie fühlte warm dafür. Nicht vergessen sei ihr, daß sie 1866 an ihre Mutter schrieb: „Gott gebe, daß dieser Krieg . . . nicht umsonst gewesen ist, und daß endlich Deutschland ein, mächtiges, starkes Reich werden möge. Dann wird es das erste in der Welt sein, aus welchem die großen Ideen und Gedanken kommen frei von engherzigem Vorurtheil." Und sie erlebte die Erfüllung. Während des Volkskrieges gegen Frankreich war sie stolz, die Gattin eines deutschen Offiziers zu sein und, wie sie am 5. August 1870 schrieb, stolz, dem deutschen Volke anzugehören. Sie fühlte seine Begeisterung mit, und wie jede deutsche Frau fühlte sie die Sorgen um ihren vor dem Feinde stehenden Mann. Als die englische Presse die deutsche Armee verleumdete, da nahm sie — fast mit einem leisen Tadel gegen die angebetene Mutter — energisch Partei für sie und gab ein ungeschminktes Urtheil über die Franzosen und ihr Betragen ab.

Ihr tragisches Geschick ist bekannt. Der fürchterliche Würgeengel der Diphteritis kehrte in ihr Haus ein und raffte nach ihrem jüngsten Kinde sie selbst hinweg. Darüber ist nun fast ein Vierteljahrhundert hingegangen. Aber unverlöscht ist ihr Andenken im Hessenlande, unverlöscht in Deutschland. Und als eine Art Testamentes dürfen wir die Maximen bezeichnen, die sie für die Erziehung ihres „Ernie", des heutigen Großherzogs von Hessen, aufstellte. Er solle werden, so schrieb sie, „ein Edelmann im vollsten Sinne des Wortes, ohne Prinzendünkel, bescheiden, unegoistisch, hilfreich, mit jenen Eigenschaften, welche vor Allem die englische Erziehungsmethode zu entwickeln strebt: Pflichtbewußtsein, Ehrgefühl und Wahrheitsliebe und der Achtung vor Gott und dem Gesetze, die allein wahrhaft frei machen".

Die Landwirthschaft der Zukunft.

Die mehr und mehr zunehmende Verwendung mineralischer, besonders stickstoffhaltiger Düngemittel in der Landwirthschaft hat von jeher den betheiligten Kreisen den Wunsch nahegelegt, ein Düngemittel ausfindig zu machen, das weniger schädliche Nebenwirkungen besitzt und die Produktion in geringerem Maße vertheuert. Mit diesem gegenwärtig sehr aktuellen Thema beschäftigt sich die Schrift eines Mitgliedes der italienischen Gesellschaft zur Förderung des nationalen Gewerbfleißes, Ronna, die unter dem Titel „Die Landwirthschaft der Zukunft" erschienen ist und wegen ihres allgemein interessanten Inhaltes Aufmerksamkeit verdient. Das hier entwickelte ackerwirthschaftliche System, das auf einem in den nördlichen Abruzzen gelegenen Landgut des Senators Devincenzi praktisch erprobt worden ist, scheint in der That geeignet, die über eine geeignete und billige Düngungsmethode schwebenden Fragen der Lösung näher zu führen. An Stelle der bisher zur Aufbesserung des Bodens verwendeten mineralischen Stoffe soll nämlich das Wasser treten, das einmal durch regelmäßige Zuführung organischer und mineralischer Stoffe dem Boden die mangelnde Fruchtbarkeit wiedergeben, andererseits durch systematische Berieselung die Stickstoffentwickelung der verwesenden Pflanzentheile fördern soll. Außerdem können, wo Schnelligkeit und Menge des Wassers solche Anlagen gestatten, die vorhandenen Wasserläufe zur Erzeugung motorischer Kraft herangezogen und so die Zugvieharbeit theilweise entbehrlich gemacht werden. Diese Vorschläge des italienischen Autors sind, wie gesagt, keineswegs Theorie geblieben, die Praxis hat sich ihrer bemächtigt und, wenigstens was die Versuche in Mittel-Italien betrifft, ihren hohen Werth für die Landwirthschaft erwiesen. Die kurzen und schnellströmenden Flüsse der Abruzzen gewährten eine ausgedehnte Anwendung des Wassers als Triebkraft, sodaß die Gesammtausgaben für Wirthschaftsarbeiten ganz erheblich herabgesetzt wurden. Die Aufbesserung des Bodens durch „Wasserdüngung" und „Wasserzersetzung" hat sich so bewährt, daß beispielsweise von einem ausgedehnten Getreideschlag des Herrn Devincenzi, der vor Anwendung der neuen Methode nicht mehr als 10 hl pro Hektar Ertrag gab, seit Jahren 22—30 hl pro Hektar geerntet werden. Mag dieser außerordentliche Erfolg auch zum größten Theile in den örtlichen Verhältnissen begründet, mag es fernerhin nicht gestattet sein, die Methode des Herrn Ronna als allgemein verbindlich und Erfolg versprechend zu betrachten, so läßt sich doch soviel sagen, daß die Rückkehr Ronnas zu dem ursprünglichsten und einfachsten Düngemittel, allerdings in moderner Verwendung, keineswegs einen Rückschritt bedeutet, sondern zu weiteren Forschungen in der gewiesenen Richtung anregen wird.

Don Ciccio.

Von Georg Paulsen.

Nachdruck verboten.

Don Ciccio, das war ein Spitzname, unter welchem die Figur des eben verstorbenen italienischen Staatsmannes Crispi in dem verbreitetsten römischen Witzblatt prangte. Und allmählich wurde der Name in alle italienischen Zeitungen übernommen, die dem gefürchteten und gehaßten Manne etwas am Zeuge flicken wollten. Und das waren die meisten Journale, wenigstens zu gewissen Zeiten.

Charaktere wie Crispi sind eigentlich in allen ihren Licht- und Schattenseiten nur in Italien möglich. Es ist an und für sich schon eine Seltenheit, daß ein Mann, der bis in sein reifes Mannesalter ausgesprochener Republikaner war, sich dann in einen überzeugten Freund der Monarchie verwandelt. Und diese Umwandlung erfolgte nicht aus Servilität, aus Ehrgeiz und

um eine Rolle zu spielen, sondern auf Grund der bitteren Lebens-Erfahrungen.

In Italien hat das Wort von der politischen Ueberzeugung nicht viel auf sich. Die Mehrheit der Volksvertreter läßt sich von ihren und ihrer Wähler prüflichen Interessen leiten, alle Kleinigkeit, jede Intrigue, die sich nur denken läßt, spielt in der Politik eine Rolle. Eine Volksvertretung, die auf den Namen eines Ministeriums gewählt ist, kann sich gut und gern in vier Wochen zu ganz Anderem besinnen, wenn die Regierung außer Stande ist, ihre Forderungen zu erfüllen. Es ist schon ein schweres Vergehen eines Minister-Präsidenten, wenn er zu lange im Amte bleibt, und seine Macht- und Aemterhungrigen Nebenbuhler von der großen Staatskrippe fernhält.

So ähnlich war es früher auch in Frankreich; dort ist man unter den Gefahren, die der Republik drohten, besonnener geworden. In Rom hat man noch lange nicht genug gelernt, der heiße Patriotismus der meisten Volksvertreter äußert sich mehr in Worten als in Thaten.

Ein genauer Kenner aller dieser Verhältnisse war Francesco Crispi; er, der felsenfest an eine große Zukunft Italien's glaubte, sah doch ebenso gut, daß mit diesen Politiken nicht viel anzufangen sei. Er hat sie gründlich verachtet und mit einer Rücksichtslosigkeit regiert, die in Italien nie zuvor dagewesen und wohl auch so bald nicht wieder kommen wird.

Lange, lange Jahre ist Italien politisch zerrissen gewesen. Das Ausland und die Kleinstaaterei hauten jeden nationalen Aufschwung, meist auch jede freie Regung. Freiheit und Einigkeit ist immer die Parole für die Unmenge von Verschwörungen, Revolutionen und Putschen gewesen, an denen auch Crispi in seinen jüngeren Jahren sich lebhaft betheiligte. Daß er Republikaner war, ist kein Wunder nach dem, was er von der bourbonischen Mißwirthschaft in seiner Heimath, dem Königreich beider Sizilien, sah; aber er hat dann auch, gewiß nicht ohne schmerzliche Empfindungen, gesehen, wie die schönen Schlagwerke Freiheit und Einigkeit nur eine Marke für persönliche Wünsche wurden! Fürst Bismarck, sein großer Freund, hat einmal über den italienischen Staatsmann gesagt: „Crispi ist noch mehr gefaßt, als ich. Darin lag eine ganz außerordentliche Werthschätzung von Seiten des deutschen Kanzlers.

Was über Crispi's Familie und Familienleben gesagt wird, klang nicht zu allen Zeiten sehr schön. Aber man muß daran denken, daß die nicht geringe italienische Klatschsucht und die Bosheit seiner Gegner hier wahre Orgien feierte, und endlich darf man südliche Verhältnisse nicht mit dem kühlen Auge des Nordländers betrachten, da sind viele sehr viele Zugeständnisse zu machen. Namentlich in Süditalien und Sizilien, Crispi's engere Heimath, stellt sich das Leben eigenartig dar.

„Der „Vetter des Köngs", als Ritter des Annunziatenordens, des höchsten italienischen, war in seinem persönlichen Auftreten, in seiner ganzen Lebensweise von einer außerordentlichen Anspruchslosigkeit und Einfachheit. Man wird allerdings nicht vergessen dürfen, daß der Süd-Italiener im Durchschnitt sehr bedürfnißlos und mäßig ist, und es gar nicht empfindet, wenn er einmal vier Wochen lang kein Fleisch ißt. Aus den Staatsgehältern kann ein italienischer Ministerpräsident nichts erübrigen, Pension giebt es nicht, Crispi war daher auf die früheren Einnahmen aus seiner Advokatenpraxis und der Betheiligung an verschiedenen Unternehmungen angewiesen. Immerhin war er ziemlich wohlhabend, wenn ihm auch sein mißrathener Sohn reichlich viel gekostet hat.

Von äußerer Gestalt war der italienische Kollege Bismarck's wenig ansehnlich und neben der Kolossalstatur des deutschen Reichskanzler verschwand er. Aber ein mächtiges, scharfes und bezwingendes Auge hatte er mit seinen großen Zeitgenossen gemein. Und Beiden gemein war weiter die aufopfernde Thätigkeit im Dienste des Vaterlandes, in der es für sie kein Schwanken, nur ein Handeln gab. Und das hat die beiden Männer zu wahren Freunden gemacht, die sich voll und ganz verstanden. . . . . .

Prosit!

Es gilt zwar jetzt in guter Gesellschaft nicht mehr als wohlanständig, davon Notiz zu nehmen, wenn einer niest. Allein im Volke herrscht noch überall der Brauch, dem Niesenden zuzurufen: „Gott helf!", „Zur Gesundheit!", „Prosit!" Schon Mancher wird sich über diesen Gebrauch gewundert haben, der bei den meisten Völkern der Erde verbreitet ist, ja, sich sogar bis in die ältesten Zeiten der Geschichte verfolgen läßt. Man giebt zwar an, daß die Beglückwünschung beim Niesen von einer im sechsten Jahrhundert nach Christi in Italien grassireuden pestartigen Seuche herrühre, und daß das Niesen das Zeichen des unmittelbar bevorstehenden Todes gewesen sei, weshalb man Kranken zugerufen habe: „Gott helfe Dir!" Doch ist diese Sitte zweifellos viel älter und läßt sich schon bei den Griechen und Römern nachweisen. Homer läßt die Götter des Olymps laut Jupiter anrufen, wenn irgend eine göttliche Nase vom Niesen erschüttert ward, und dieser Gebrauch war allgemein unter den Griechen üblich. In einem griechischen Epigramm wird Einer, der Jupiter beim Niesen nicht angerufen hat, damit entschuldigt, daß seine ungeheuer lange Nase soweit vom Ohre entfernt sei, daß er das Niesen nicht habe hören können. Die Erwähnungen bei römischen Schriftstellern sind unzweideutig. So schrieb Plinius in seiner Naturgeschichte: „Warum beglückwünschen wir die Niesenden, was sogar der Kaiser Tiberius, — bekanntlich der unfreundlichste aller Menschen —, wenn er im Wagen saß, verlangt haben soll, und warum halten es einige noch für gewissenhafter, zum Wunsch auch den Namen hinzuzufügen?" In diesem Zusammenhange sei nach der „Köln. Ztg." noch erwähnt, daß besonders in der römischen Kaiserzeit wohl Taschentücher für beide Geschlechter im Gebrauch waren, daß sie aber nicht der Nase zu Gute kamen, die man höchst lässig zu reinigen pflegte. Oefters wiederkehrender Schnupfen bei Frauen wird von Juvenal selbst als Scheidungsgrund erwähnt. Die hohe Bedeutung, die man von jeher dem Niesen beilegte, beschränkten sich aber keineswegs auf die beiden Völker des klassischen Alterthums. Bei der scheußlichen indischen Sekte der Thugs war das Niesen ein Anwesenheitszeichen ihrer blutigen Gottheit. Sie halten es für religiöse Pflicht, ihrer Göttin Bhoranie möglichst viele Menschen zu opfern. Sie tödten sie nur durch Erdrosselung und sind berüchtigt wegen der List, mit der sie ihre Opfer anzulocken und die Spuren ihrer grauenhaften Thätigkeit zu verwischen. Hat einer der Unglücklichen bereits den Strick um den Hals und das Glück, zu niesen, so ist er gerettet, denn die Göttin hat gesprochen. Bei manchen Völkern herrscht der Glaube, daß während des Niesens, oft auch während des Gähnens, böse Geister aller Art besonderen Einfluß haben. Bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts galt es als ein Verstoß gegen die gute Sitte, wenn man es unterließ, einem Niesenden „Gott segne Euch!" zuzurufen.

Dem deutschen Hause

widmet die „Dtsch. Tagesztg." eine Betrachtung, in der u. A. gesagt wird: Manche meinen, daß unsere trübseligen großstädtischen Wohnungsverhältnisse ein umhegtes, in sich festgegründetes Familienleben nicht mehr aufkommen und dauern ließen. Gewiß steckt in dieser Meinung ein starkes Körnchen Wahrheit. Der Bodenwucher, der die unglückseligen Großstadtmenschen übereinander und nebeneinander schachtelt und pfercht der ihnen Luft und Licht immer karger und geiziger zumißt, der seine gierigen Krallen sofort ausstreckt, wenn irgendwo Draußen vor den Thoren neues Bauland entsteht, dieser lange geduldete und deshalb immer gefährlicher gewordene Wucher mit der Lebenslaft und der Lebenskraft hemmt die Entwickelung des deutschen Hauses, hat viele Herde öde gemacht und thut der Heimfreude, dem Familiensinne starken Abbruch. Aber ist es denn nöthig, daß wir solchem Wucher weiter die Zügel schießen lassen? Wenn der Boden in den Städten ihm verfallen zu sein scheint, ist es nöthig, daß er ungehindert auch draußen überall sein häßliches Werk beginnen kann? Aber nicht auf die Größe des Herdes kommt es an, sondern darauf, daß das heilige Herdfeuer brenne. Selbst unter den jämmerlichsten Wohnungsverhältnissen kann das Heimathsgefühl wurzeln und Blüthen treiben. Wenn es jetzt vielleicht siech und welk zu sein scheint, so liegt das nicht an der Wohnungsnoth und an dem Wohnungswucher allein.

Kunst und Wissenschaft.

— „Geisteskrankheiten unter den Lehrerinnen" ist der Titel eines Aufsatzes, den Prof. Zimmer in der „Christlichen Welt" veröffentlicht. Er berichtet, daß ihm beim Besuch verschiedener Irrenanstalten aufgefallen sei, daß „verhältnißmäßig viele und ernst erkrankte Lehrerinnen unter den Geisteskranken" sich befänden. Diese Beobachtungen gaben ihm Veranlassung, eine Umfrage bei sämmtlichen Irrenanstalten in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz und Rußland zu veranstalten. Das Ergebniß ist, daß auf 80 bis 90 weibliche Geisteskranke eine Lehrerin kommt. Da in Preußen auf je 350 Frauen eine angestellte Lehrerin entfällt, so ergiebt sich, daß die seelische Gefährdung der Lehrerinnen viermal so groß ist, als sie nach dem Durchschnitt der Frauen-Gefährdung sein würde. Noch schlimmer steht es mit den jungen Mädchen, die in der Vorbereitung zum Lehrerberuf stehen. Diese sind etwa zehnmal so sehr seelisch gefährdet, wie die Frauen überhaupt. Prof. Zimmer sagt: „Wenn Telephonistinnen und Verkäuferinnen nervös werden, so nimmt das nicht Wunder; denn ihre Thätigkeit findet keinen Anklang im Frauengemüth. Aber wenn die Lehrerinnen-Thätigkeit, der Natur der Sache nach so recht dem Frauengemüth entsprechend, durch dies oder jenes Unzweckmäßige in Vorbildung und Ausübung gefährdet wird, dann giebt es allerdings viel zu denken."

— Eine Huldigung russischer Frauen für Ibsen. Die Frauen Nischni-Nowgorods haben folgendes Telegramm an Ibsen in französischer Sprache gerichtet: „Wir in Nischni-Nowgorod lebenden Frauen halten es für eine Pflicht, Ihnen unsere Gefühle der ausgezeichneten Verehrung und tiefsten Hochachtung auszudrücken. Ihnen, dem Verfasser der „Nora", dem edlen Kämpfer für die Gerechtigkeit den Frauen gegenüber, für ihre Menschenrechte, Ihnen, dem Herold der Frauenwürde. Es sei Ihnen gegönnt, noch lange an Ihrem Werke der Menschlichkeit zu arbeiten."

Vermischtes.

Für den aus der Dreyfusaffäre bekannten französischen Oberst Picquart war zu der Zeit, als er in Untersuchungshaft saß, in seiner Geburtsstadt Straßburg i. E. eine Sammlung veranstaltet worden, um ihm eine Ehrengabe zu überreichen. Jetzt ist die Gabe, eine prächtige Tafel, der das alte Straßburger Stadtwappen aufgeprägt ist, Herrn Picquart überreicht worden.

Durch das Anerbieten vieler Buchhandlungsfirmen, ein vollständiges Konversationslexikon gegen Abzahlungen von 3 oder 5 Mk. sofort liefern zu wollen, werden manche Personen zur Unterschlagung verleitet. Entweder wird das Werk sofort für jeden Preis veräußert oder es wandert zum Antiquar, um einem eingetretenen Geldmangel abzuhelfen, nachdem erst wenige Abschlagszahlungen geleistet sind. Bleiben die späteren Zahlungen aus, so besteht der Lieferant auf seinem Recht; er verlangt Zurückgabe des Werkes, und ist es nicht mehr vorhanden, so erstattet er Anzeige wegen Unterschlagung. So war es auch einem Berliner Kaufmann ergangen. Er wurde zu 14 Tagen Gefängniß verurtheilt.

New-York hat einen großen Polizeiskandal. Hohe Polizeibeamte sind wegen strafbaren Einverständnisses mit Spielhöllen unter Anklage gestellt, die Spielhöllen zahlten monatlich etwa 4 000 Mk. an die Polizei; dafür wurden sie beschützt. In derselben Weise erpreßte die Polizei von den Prostituirten Geld.

Nicht Raum für Alle hat die Erde. „The Cosmopolitan" veröffentlicht einen Artikel, aus welchem man ersehen kann, daß die Stunde nahe ist, wo die Erdkugel übervölkert sein wird und wo die Menschen sich genöthigt sehen werden, vor den Thoren der Städte, Marktflecken und Dörfer Tafeln aufzustellen mit der Inschrift: „Besetzt" Der bewohnbare Erdball zähle 52 Millionen Quadratmeilen Land; eine Quadratmeile kann 1000 Bewohner nähren. Die Erde wird also an dem Tage, an welchem sich ihre Bevölkerung auf 52 Milliarden Einwohner belaufen wird, vollständig „besetzt" sein. Wenn das im Laufe des 19. Jahrhundert beobachtete Anwachsen der Bevölkerung auch in den folgenden Jahren andauere, werde jener Tag im Jahre 2250 da sein. Na, na!

Von Blutegeln getödtet. Mit dem Fang von Blutegeln finden in Südrußland, an Don und Donez, die Frauen einen ständigen aber gefährlichen Erwerbszweig. Die Egelfängerinnen müssen von Zeit zu Zeit ihre Arbeit unterbrechen, weil sich die noch nicht gefangenen Thiere an ihrem Körper festsaugen und ihnen das Blut entziehen. Kürzlich hat sich in der Gegend von Kamenskaja folgender Fall ereignet: Eine Frau hatte in ihrem Krug bereits 150 Blutegel. Obwohl sich nun schon zahlreiche Thiere an ihren Körper gehängt hatten, setzte sie ihre Arbeit ohne darauf zu achten, fort, bis sie in Folge des starken Blutverlustes vom Schwindel ergriffen wurde und das Wasser verließ. Sie erreichte noch gerade das Ufer, hier aber stürzte sie ohnmächtig zu Boden. Zum Unglück warf sie dabei ihren Topf um, so daß die darin gefangenen Blutegel entweichen und sich nun auch noch über die wehrlos daliegende Frau hermachen konnten. Als man sie später fand, bot sie einen grauenvollen Anblick dar, der ganze Körper war aufgedunsen und blau angelaufen. Nach vielen Bemühungen gelang es, die für ihre Unvorsichtigkeit so hart Bestrafte noch einmal zum Bewußtsein zu bringen, bald aber verlor sie wieder die Besinnung und hauchte ihr Leben aus.

Fünfzig Rubel für eine Tracht Ohrfeigen. Unter vorstehender Spitzmarke erzählt eine Bromberger Zeitung: In dem russischen Grenzstädtchen Bendzin gerieth der Kommandant der dortigen Kosakengarnison mit jüdischen Bewohnern in Streit, wobei er von ihnen geohrfeigt wurde. Als der Vorfall zur Kenntniß des Warschauer Gouvernements gelangte, ordnete dieses die sofortige Verhaftung der Juden an, weil sie es gewagt hätten, sich an einem russischen Offizier zu vergreifen, allein die Verhafteten legten eine Quittung des geohrfeigten Kosakenoffiziers vor, worin dieser den Empfang von 50 Rubeln bestätigte mit dem Bemerken, er betrachte sich damit für die Ohrfeigen für entschädigt.

Kleine Chronik. Auf dem Truppenübungsplatz Senne bei Paderborn ist eine Ruhrepidemie ausgebrochen. — In Berlin haben sich zwei Soldaten erschossen: Der Fähnrich v. Frankenberg vom Alexanderregiment wegen Nachexerzierens, und der Gefreite Lehmann vom 4. Garderegiment z. F., der eine kleine, ihm von Kameraden übergebene Summe unterschlagen hatte. — Bei dem großen Offenbacher Eisenbahnunglück war auch ein Kaufmann Klein ums Lenen gekommen. Die Wittwe hat jetzt von der Eisenbahnverwaltung 210 000 Mk. Entschädigung erhalten. Der schwer verwundete Kaufmann Ebert erhielt 50 000 Mk.

Ueber den Wassergehalt der Wolken hat V. Conrad nach der Naturwissenschaftlichen Rundschau während eines dreimonatlichen Aufenthalts auf dem Hohen Sonnblick, sowie durch Messungen auf dem Schneeberg und Schafberg neue Untersuchungen angestellt und dabei folgende Ergebnisse erhalten: Wolken mit einer Sehweite von über 110 Meter haben einen verschwindend kleinen Wassergehalt, Wolken mit 12 Meter Sehweite sind als sehr dichte zu bezeichnen und enthalten etwa 5 G. flüssiges Wasser im Kubikmeter. Die auf optischem Wege gemessenen Durchmesser der Tröpfchen in den Wolken schwanken zwischen 27 und 37 Mikren (gleich ein Tausendstel Millimeter).

Eine feine List. Ein Besuch, den die Königin-Mutter von Portugal soeben dem Karthäuserkloster bei Grenoble gemacht hat — wo sie, trotzdem die Ordensregel der Brüderschaft die Frauen streng verbannt, mit allen Ehren empfangen wurde —, ruft im „Figaro" eine amüsante Erinnerung an ein Mißgeschick Jules Favres wach, der einmal eine ihn begleitende Dame das berühmte Kloster besichtigen lassen wollte. Da der berühmte Advokat die Ordensregel kannte, ließ er seine Freundin ein männliches Kleid anziehen, und da es ihr vorzüglich saß, schien es, als müsse jeder getäuscht werden. Zuerst ging alles prächtig. Der Pförtner öffnete. Jules Favre sagte seinen Namen; ein Glockenzeichen benachrichtigte den ehrwürdigen Prior, daß vornehme Fremde ins Haus kämen, und er kam ihnen entgegen. Nach dem Austausch der üblichen Begrüßungen, während welcher der Prior die Besucher mit einem schnellen Blicke gemustert hatte, führte er Jules Favre und seinen Gefährten in die große Zelle, die ihm als Empfangsraum diente. Dann forderte er sie auf, sich zu setzen, sich zu erfrischen, und warf nach einigen Minuten der Unterhaltung dem „jungen Freund" des großen Redners graziös eine Apfelsine zu, die er vom Tisch nahm. Die hübsche Verkleidete streckte die Hände aus. Sie vergaß aber ganz, daß sie in Männerkleidern steckte, und entfernte die Beine von einander, um die Frucht, die sie im Fluge nicht ergreifen konnte, im Rock — den sie nicht an hatte — aufzufangen. Es ist dies eine ganz mechanische Bewegung der Frauen, während die Männer in solchem Falle die Knie einander nähren. Da erhob sich der ehrwürdige Prior und sagte höflich mit nachsichtigem Lächeln: „Ich bitte sie um Verzeihung, Madame, aber unsere Ordensregel gilt ohne Ausnahme: Frauen dürfen in unserem Kloster nicht empfangen werden." Es blieb dem sehr enttäuschten Jules Favre nichts anderes übrig, als der ganz verwirrten Dame, die der würdige Obere, der sie so geschickt entlarvt hatte, unter Entschuldigungen bis an die Schwelle des Hauses begleiten wollte, den Arm zu bieten.

Vom Büchertisch.

Soeben erschien im Verlage von Gebr. Knauer in Frankfurt a. M. „Die Geschäfte des Don Eduardo" eine spanische Geschichte aus Mittelamerika von Weidmann.

Illustrierter Deutscher Armee-Kalender für das Jahr 1902. Ein Haus- und Handbuch für Jedermann. Verlag J. C. C. Bruns in Minden (Westfal).

Es kommt Besuch, und zwar solcher, dem man eine Erfrischung anbieten kann, da habe ich (so erzählt eine erfahrene Hausfrau) die Beobachtung gemacht, daß, wenn man u. A. Bouillon anbietet, gerade diese letztere gern gewählt wird, „wenn es nicht zu viele Umstände macht." Das thut's auch nicht. Wasser ist schnell zum Kochen gebracht; zu 1/5 Liter Wasser: 5 Gramm (gleich einer Messerspitze) echtes Liebigs Fleisch-Extract, 1 Theelöffel ganz kleingehacktes Suppengemüse, 3 Gramm Salz, 2 Gramm frische Butter, 1/2 Prise Muskatnuß; dies alles in einem Topf 5 Minuten langsam unter stetem Rühren gekocht, alsdann 1 Gramm Kartoffelmehl, das mittlerweile in einem Eßlöffel aufgelöst worden, hinzugefügt nochmals aufgekocht; das, durch einen Sieb gegossen, giebt eine köstlich schmeckende Bouillon, die nur auf 9 Pfennige zu stehen kommt und mit der ich stets hohe Ehre eingelegt habe.

Für die Redaction verantwortlich Karl Frank in Thorn.

Handelsnachrichten.

Amtliche Notirungen der Danziger Börse.

Danzig, den 14. August 1901.

Für Getreide, Hülsenfrüchte und Oelsaaten werden außer dem notirten Preise 2 M. per Tonne sogenannte Factorei-Provision usancemäßig vom Käufer an den Verkäufer vergütet

Weizen per Tonne von 1000 Kilogr.
inländisch roth 740—783 Gr. 155—167 M. bez.
transito roth 777 Gr. 130 Mk.

Roggen per Tonne von 1000 Kilogramm per 714 Gr. Normalgewicht
inländ. grobkörnig 738—750 Gr. 135 Mk.

Gerste per Tonne von 1000 Kilogr.
inländische große 668—707 Gr. 127—139 Mk.

Hafer per Tonne von 1000 Kilogr.
inländischer 135—136 Mk.

Kleie per 50 Kilogr. Weizen- 4,22½—4,21 Mk.
Roggen- 4,35—4,75 Mk.

Amtl. Bericht der Bromberger Handelskammer

Bromberg, 14. August 1901.

Weizen 170—180 M., abfall. blausp. Qualität unter Notiz.

Roggen, gesunde Qualität 135—146 Mk. feinst. über Notiz

Gerste nach Qualität 125—130 Mk.
gute Brauwaare 130—138 M. nominell.

Futtererbsen nom. bis 150 Mk.

Kocherbsen 180 Mark.

Hafer 140—145 Mk.,
neuer 125—135 Mk.

Der Vorstand der Producten-Börse.

Westpreußischer Butterverkaufsverband.

Geschäftsbericht für den Monat Juni

Angeschlossene Molkereien 91. Verkauft wurden:
a) Tafelbutter 83 557 Pf, erstkl., d. 100 Pf. z. 99 bis 106 Mark.
b) Molkenbutter 4490,5 Pf. sämmtliche zu 85—97 Mk.
c) Frühstückskäschen 5.0 St, die 100 St. zu —7 Mk.
d) Quadrat-Magerkäse — — Pfd., die 100 Pfd. — Mk.
e) Tilsiter Käse, vollfett 2253,6 Pf. die 100 Pf. —60 Mk.
Tilsiter Käse, mager — Pfd, die 100 Pfd. 00— Mk.
f) Emmenthaler Käse 199 Pfd., die 100 Pfd. zu —75 Mk.
Die Notirungen für erstklassige Butter bewegten sich während des Monats zwischen 98 und 104 Mk.

Geschäftsbericht für den Monat Juli.

Angeschlossene Molkereien 91. Verkauft wurden:
a) Tafelbutter 66 178 Pf. erstkl., d. 100 Pfd. z. 100 bis 110 Mk.
b) Molkenbutter 2062 Pfd., sämmtliche zu 88—95 Mk.
c) Tilsiter Käse, vollfett 1924,8 Pfd., d. 100 z. —60 Mk.
Die Notirungen für erstklassige Butter bewegten sich während des Monats zwischen 98 und 108 Mk.

Die 91 Molkereien setzen sich zusammen aus: 18 Genossenschaftsmolkereien (davon 9 in eigenem Betrieb, 9 in Pachtbetrieb), 1 Gesellschafts-, 63 Guts- und 9 selbstständigen Molkereien, davon 3 in Pommern, 8 in Ostpreußen, 5 in der Provinz Posen, 1 in Böhmen, die übrigen in Westpreußen.

Druck und Verlag der Rathsbuchdruckerei Ernst Lambeck, Thorn.